



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

M., R.: Kamerun und der Tschadsee : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Kamerun und der Tschadsee

(Schluß)



eben der Mission und mit demselben Rüstzeug wie sie, arbeitet die Schule. Nach dem letzten Berichte sind jetzt zwei Regierungsschulen vorhanden, jede von vier Klassen. In der Schule des Herrn Christaller saßen in der ersten Klasse 3 Schüler, in der zweiten 14 Schüler und 1 Schülerin, in der dritten 29 Schüler und 3 Schülerinnen, in der vierten 30 Schüler und 7 Schülerinnen. In der Schule des Herrn Böhler sind die entsprechenden Zahlen: 7, 8, 12, 16 (anscheinend keine Mädchen). Im Schulplan weichen die beiden Schulen nur wenig von einander ab.

Ich zweifle nicht, daß die Duallakinder den Schulplan bewältigen, denn geschickt genug sind sie; ich kann mir aber sehr wohl denken, daß die Jungen oft schwänzen, und ich finde diese Annahme bestätigt durch die Angabe des Berichts, daß einige Häuptlinge die Lehrer in der Bestrafung unentschuldigter Versäumnisse unterstützen, andre nicht. In dieser Beziehung wird z. B. über den King Bell geklagt. Wenn die Jungen die Schule verlassen, möchten sie gern alle Lehrer werden, weil (wie es in dem Bericht heißt) der Lehrerberuf ihnen leichte Arbeit zu bringen scheint und die erwünschte Gelegenheit, den vornehmen Herrn zu spielen und Hosen anzuziehen. Sollte man es für möglich halten? Sie denken womöglich gar schon an den Oberlehrertitel! Wozu die Mädchen in die Schule gehen, wird nicht gesagt — hoffentlich nicht, um das Lehrerinnenexamen zu machen oder Medizin zu studieren.

Der Leser entschuldige, wenn ich mich eben über die Erfolge der Kameruner Schulen etwas lustig gemacht habe, ich wollte damit nur andeuten, daß ich die Zeit für die „deutsche Schule“ in Afrika noch nicht für gekommen halte, ebenso wenig wie ich glaube, daß man aus einem Kamerunneger schon einen richtigen Christen machen kann. Was mir zunächst wichtiger erscheint, das ist die Aufgabe, den Neger zur Arbeit zu erziehen, und darin werden, so viel ich sehe, Fortschritte gemacht. Buchner meinte vor neun Jahren noch, das würde mit dem Kamerunneger nie gelingen, der wäre viel zu faul und eingebildet; es scheint sich aber doch zu machen, denn vor einiger Zeit habe ich in einem Berichte gelesen, daß bei den Hafenbauten in Kamerun (Erd-

arbeiten) Eingeborne gegen Lohn mit Arbeitern aus andern Stämmen zusammen gearbeitet haben. Das ist doch ein Schritt vorwärts und scheint uns zu der Hoffnung zu berechtigen, daß der Kameruner auch noch einmal ein brauchbarer Handwerker werden wird. Geschick hat er dazu, das wird jeder zugeben, der einmal ihre hübsch geschnitzten Stühle und Kanumodelle gesehen und die Schnitzereien ihrer Schiffsnäbel näher betrachtet hat. Ich habe in Kamerun auch einen Kerl gekannt, der Elfenbein schnitzen konnte, freilich immer dasselbe Muster: einen Stockgriff. Eine Hand hält eine Kugel. Wie nahe war dieser Mann einem geschmackvollen „Studentenknüppel“! Bestärkt worden bin ich in meiner Hoffnung durch einen kurzen Aufsatz im Kolonialblatt, der die Überschrift trug: Ein eingeborner Neger als Kanzlist und Schuhmachermeister in Kamerun. Darnach hat Josef Timba aus Nsohndorf im Kloster St. Ottilien bei München drei Jahre lang das Schuhmacherhandwerk gelernt, hat jetzt, nach seiner Rückkehr in die Heimat, vom Gouverneur ein „Atelier“ mit Gerätschaften und Materialien erhalten und wird gleichzeitig als Kanzlist beschäftigt. Der Artikel schließt: So wirkt er, wenn er die Feder beiseite gelegt hat, als Schuster zur Befriedigung der Europäer, die bisher die Anwesenheit eines Schuhmachers sehr vermißt hatten. Von der Firma Schmidt in Altona sind übrigens schon öfter junge Kameruner als Schiffshandwerker mit Erfolg ausgebildet worden.

Wenn ich mir den Kameruner sehr wohl in spätern Zeiten als fleißigen Handwerker denken kann, so kann ich mir noch leichter vorstellen, daß er ein guter Farmer werden wird, und die Plantagen bilden ja nach Zintgraff die Zukunft des Landes. Was er zu seiner Nahrung und Notdurft braucht, ist nicht viel und wächst ihm fast in den Mund. Frauen und Sklaven haben nur wenig Arbeit mit der Beschaffung der notwendigen Nahrungsmittel für sich und ihren Herrn; in Zukunft werden sie lernen, die Versuche, die vom Gouvernement mit europäischen Gemüsen, besonders im botanischen Garten in Viktoria, gemacht werden, für sich auszunutzen. Ich will kurz die bisherigen Ergebnisse dieser Versuche anführen. Es gedeihen Bohnen, Gurken, Salat, gelbe Rüben, Rettig, Radieschen — es gedeihen bisher schlecht Kohl und Kartoffeln (in Buea gedeiht die Kartoffel). Saatgut scheint nicht gewonnen werden zu können. Diese Versuche sind natürlich nicht als abgeschlossen zu betrachten, festzustehen scheint, daß die Kolonie, wenn auch nur strichweise, imstande ist, einer ganzen Reihe wertvoller Kulturgewächse Nahrung zu geben. Das sind vor allen Dingen Kakaobäume, Kaffee und Tabak. Mit statistischen Angaben hierüber will ich den Leser nicht behelligen, sie finden sich in großer Zahl im Kolonialblatt. Vanille und Pfeffer berechtigen zu Hoffnungen, mit einer Menge andrer Pflanzen werden Versuche gemacht. Damit sind wir aber noch nicht am Ende, da bisher die sehr erträglichen einheimischen Erzeugnisse noch nicht erwähnt worden sind. Da ist vor allem

die Ölpalme mit ihrem Palmöl und Palmkernöl, die Kokospalme mit ihrer Kopra, dem getrockneten Fleisch ihrer Kerne, da ist die Kautschuklaine, die Kolanuß und die Kalabарbohne. Mit der Verwertung aller dieser Erzeugnisse des heimischen Bodens denke ich mir den Kameruner der Zukunft beschäftigt, zu einer Zeit vielleicht, wo das Elfenbein selten geworden ist, weil die Vorfahren unter den Elefanten aufgeräumt haben.

Wer nicht Handwerker, nicht Pflanze werden und sich doch über den gewöhnlichen Erdarbeiter und Bootsruderer erheben will, kann eine Ziegelei anlegen, womit man seit 1888 in Kamerun begonnen und brauchbares und billiges Material gewonnen hat. Wenn die Ziegel schon jetzt halb so teuer hergestellt werden, als die aus Deutschland bezogenen, so ist wohl anzunehmen, daß sie später noch billiger werden.

Die Zukunft des Schutzgebiets hängt vor allen Dingen von der Erziehung des Negers zur Arbeit ab; es ist das zwar ein Schlagwort, und zwar ein vielgebrauchtes, ich weiß aber kein besseres und kürzeres. Der Europäer hat als Arbeiter dort keine Aussicht auf Erfolg. Das Klima ist nicht dazu geeignet, soweit wenigstens die Küste in Betracht kommt; etwas anderes ist es mit dem Hinterlande, von dem wir, nach Morgens Berichten, auch in dieser Beziehung etwas erwarten dürfen. Im allgemeinen ist man bei uns geneigt, von unsern Kolonien viel zu wenig zu halten; es wird gewiß manchen Leser überraschen, wenn ich — um nur einmal ein paar Zahlen anzuführen — mitteile, daß die Einfuhr Hamburgs nach Deutsch-Westafrika im Jahre 1890 2350050 Mark, die des Congo français im Jahre 1891 2998232 Franks betrug. Die Franzosen aber haben einen wahren Feuereifer für die Kolonien, und wir sind dicht daran, die Hände in den Schoß zu legen. Daß die Kolonie sich selbst erhält, ist wohl bekannt; das einzige, wofür Deutschland etwas ausgiebt, ist die Erforschung des Hinterlandes.

Wie ich schon erzählt habe, wurde durch den zwischen Nachtigal und King Bell, dem Vertreter der Dualla, abgeschlossenen Vertrag das Küstengebiet zwischen Bimbia und Batanga unter deutschen Schutz gestellt. Im Norden von Bimbia hißte der too-late-consul Mr. Hewitt sofort in Viktoria die englische Flagge. Nördlich von diesem Gebiet bis zum Rio del Rey folgte dann wieder herrenloses (d. h. protektorloses) Gebiet, und ebenso blieb südlich von Batanga bis zum Kongofluß, der als die Grenze des französischen Kongogebiets galt, ein Streifen Land übrig, auf dem noch keine europäische Flagge wehte. Durch die Grenzregelungen, die in den folgenden Jahren vorgenommen wurden, ist natürlich jetzt aller Zweifel gehoben. Die Franzosen, als die eifersüchtigsten Nachbarn, drangen zuerst auf ein Abkommen, das denn auch schon 1885 geschlossen wurde. Darnach ging unsere südliche Grenze von der Mündung des Kambo (etwas nördlich vom 2. Grad nördlicher Breite) in einer geraden Linie bis zum 15. Grad östlicher Länge von Greenwich und von diesem Schnitt-

Grenzboten II 1894

punkt nördlich bis zum Tschadsee. Das endgiltige Abkommen mit England wurde erst 1891 geschlossen und gab dem deutschen Schutzgebiet eine Grenze, die etwa in nordöstlicher Richtung vom Rio del Rey nach dem Tschadsee läuft, und von der man nur zu wissen braucht, daß sie die schiffbaren Unterläufe der Flüsse sowie Sola, die Hauptstadt von Adamaua, und das Sultanat Bornu auf der englischen Seite läßt. Durch das Abkommen mit Frankreich vom Jahre 1894 ist nun auch den aufgeregten Gemütern, die nicht genug kriegen konnten, im Osten eine Schranke gesetzt, mit der ich für meine Person zufrieden bin. Der Ausspruch, den ich in irgend einer Zeitung gelesen habe, die Karte von Kamerun sähe aus wie ein Stück Kuchen, aus dem die Rosinen herausgefressen wären, gefällt mir deshalb nicht, weil es sehr die Frage ist, ob es Rosinen sind, was herausgefressen ist. Vielleicht sind Kunde und Lame gar keine Rosinen. Das müssen wir erst abwarten. Was mir an dem Vertrag gefällt und was, wie ich sehe, nicht gebührende Beachtung gefunden hat, ist das Zugeständnis, daß wir im Südosten an das Kongogebiet heranreichen und an dem schiffbaren Sanga eine 30 Kilometer lange Uferstrecke haben, denn wenn im Hinterlande von Kamerun Handel und Wandel gedeihen, so sind wir in der Lage, den Wasserweg des Kongo zu benutzen, um hinzugelangen.

Unsre nächste Aufgabe wird es sein, es kennen zu lernen, und wir sind dieser Aufgabe seit dem Tage, wo der Gouverneur v. Soden in Kamerun den Fuß ans Land setzte, nachgekommen. Die erste Expedition, die ins Land hineindringen wollte (1886), stand unter der Leitung eines Leutnants v. Prittwitz und Gaffron und des Pastors Schwarz. Sie war teuer und ohne Erfolg, sie glich einem Ausflug in den Grunewald. Der nächste Reisende war Zintgraff; seiner erspriesslichen Thätigkeit hat das Gouvernement und Deutschland sehr viel zu danken. Schade, daß er nicht mehr dort ist. Es war ungeheuer schwer, von Kamerun aus eine Expedition ins Innere zu unternehmen, erstens des ungünstigen Terrains wegen, sodann weil die Eingebornen niemand hinein lassen wollten aus Furcht, in ihren Handelsinteressen geschädigt zu werden. Zintgraff ist Schritt für Schritt vorgeedrungen, hat sich einen Regersfürsten und Dorfhauptling nach dem andern zum Blutsfreunde gemacht, hat von Kamerun her Anschluß an die Flegelschen Wege gefunden und ist nach Adamaua gekommen. Darin hatte er keine Vorgänger. Er begann seine Thätigkeit 1886 mit Feuereifer, obwohl sein Vorschlag, die 1885 bekannt gewordenen Wasserwege zu benutzen und vom Kongo (Sanga-Ubangi) her im Osten ins Schutzgebiet einzudringen, vom Gouverneur abgelehnt worden war. Nicht so glücklich wie Zintgraff sind Kund und Tappenbeck gewesen, die nächsten Deutschen, die 1887 ins Innere gingen. Sie wählten den Weg von Batanga aus, und von nun ab haben wir die Norde Expeditionen von den Südexpeditionen zu trennen. Der Stützpunkt der Norde Expedition zu Zintgraffs Zeit war schließlich Baliburg, im Süden wird jetzt noch die Yaundestation gehalten. Nachfolger von Kund und Tappenbeck war Morgen,

dessen Thätigkeit uns besonders Aufschluß über die Flüsse Sannaga und Mbam verschafft hat. Weiterhin sind als Männer von Erfolg v. Stetten und v. Uchtritz zu nennen, die beide in Adamaua fleißig gewesen sind. Natürlich hat es auch nicht an unglücklichen Ereignissen gefehlt, von denen ich als die beträchtlichsten nur den Kampf gegen die Bafuti, in dem vier Europäer (Spangenberg, Huwe, Thiede, Rehber) und hundertsiebzig Schwarze fielen, und den Tod Gravenreuths erwähnen will (beides 1891).

Über den Einfluß der europäischen Kaufleute und Missionare im Hinterlande läßt sich noch nicht viel berichten. Die Mission ist mit einer einzigen Ausnahme über die schmale Küstenzone nicht vorgedrungen, und auch die Kaufleute haben nur erst ganz vereinzelt auf der Nordstrecke wie auf der im Süden Eingang gefunden. Der Grund liegt auf der Hand. Derartige Unternehmungen sind kostspielig und mühsam und verheißen noch nicht viel Erfolg. Später wird das anders werden; denn wenn wir von den Wegen lesen, die muhammedanische Händler aus Bornu und sogar aus dem Nigergebiete her nach Adamaua machen, um dort geschäftlich thätig zu sein, können wir annehmen, daß das auch europäische Händler thun werden, zumal da festzustehen scheint, daß es das Klima zuläßt. Und damit berühren wir die Hauptsache: von dem Klima allein hängt es ab, ob wir uns das Hinterland einst von Europäern bevölkert denken können. Die Küste mit ihrer verderblichen Malaria brauchen die, die im Hinterlande ihr Glück machen oder sich eine Existenz gründen wollen, nicht mehr zu betreten: sie fahren den Niger-Benué hinauf, so weit es geht, oder kommen auf dem Wege Kongo-Sanga. Bis dahin wird auch der Afrikaner hoffentlich gelernt haben, es nicht mehr als sein gutes Recht anzusehen, daß er von den sein Land passirenden Waren einen Zoll erhebt, der gewöhnlich so hoch ist, daß er dem armen Bushman gleich die ganze Ware nehmen muß.

Wer den Tschadsee erreichen will, wird von Zola, das 330 englische Meilen von Kufa entfernt liegt, vorerst noch einen weiten und beschwerlichen Weg haben, der aber kurz und bequem sein wird, wenn erst Eisenbahnen da sind. Der Tschadsee, um den herum zwölf bis fünfzehn Millionen Menschen wohnen sollen, ist etwa seit Anfang dieses Jahrhunderts bekannt und ist bis vor ein oder zwei Jahren von Norden und Westen her öfter, von Osten und Süden her von Europäern nicht erreicht worden. Die Engländer scheinen die erste Expedition dorthin gesandt zu haben, nämlich im Jahre 1823. Major Denham, Dr. Dudley und Leutnant Clapperton zogen damals hinaus, die beiden erstgenannten büßten bei dem Unternehmen ihr Leben ein. Ihnen folgten in den Jahren 1850 bis 1855 Dr. Barth mit Richardson und Overweg. Da man aus dem Umstande, daß Deutsche die ersten waren, die uns den Tschadsee kennen lehrten, dann und wann ein Recht herleiten zu können glaubt, den See allein zu besitzen, aus ihm gewissermaßen einen deutschen See zu machen,

so möchte ich die Wege dieser Barth'schen Expedition etwas näher beschreiben. Barth ging von Tripolis aus, durch die Sahara (Mourzouk, Agades) nach dem durch seine Seide und Webereien berühmten Kano und von dort nach Kuka, der Hauptstadt von Bornu. Von hier aus erreichte er Zola in zehn Tagen und ging nach Kuka zurück. Er zog dann weiter zum Norden des Sees, nach Kanem, nach Osten und Südosten zu den Baghirmi und bis Massena. Überweg besuchte den See im Kano, starb aber, ebenso Richardson. Barth setzte dann seine Forschungen allein fort, kam im Westen bis Say am Niger und bis Timbuktu. Als er wieder an den See gelangte, traf er Vogel. Beide zusammen hielten sich dann in Kuka auf. 1855 ging Barth über Tripolis nach Hause, 1857 gab er über seine Reisen ein Buch heraus. Vogel blieb zurück und ist schließlich von den Wadai ermordet worden. Auch fiel 1861 dort Beurmann, der hinausgesandt worden war, Vogel zu suchen. 1866 unternahm Gerhard Kohns von Tripolis aus seine Reisen, und 1869 Nachtigal, mit den Geschenken des Königs Wilhelm von Preußen an den Sultan von Bornu. Nachtigals Reisen erstreckten sich auf Kanem, Bornu, Baghirmi (1872), er kam glücklich durch Wadai nach Darfur und kehrte 1874 zurück.

Fruchtlose Versuche, den Tschadsee von Süden her zu erreichen, haben gemacht Flegel (1882 bis 1884), Zintgraff und Morgen (1890/91), Macdonald 1890 (gestorben in Wadai), Mizon (1890/91). Nur Macintosh (Royal Niger Company) ist so glücklich gewesen, von Süden her den Weg offen zu finden.

Einen glücklichen *marche vers le Tchad de l'ouest à l'est* unternahm 1891 der Kommandant Monteil, derselbe, der als Bevollmächtigter der französischen Republik das Abkommen vom 15. März 1894 in Berlin mit unterzeichnet hat. Er ging von St. Louis am Senegal aus, kam zunächst in das durch die Reisen des Kapitäns Binger bekannt gewordene Gebiet der Wogodogo (Mossi) und auf dem Barth'schen Wege Say-Kano nach Kuka (Bornu). Außer ihm müssen von französischen Expeditionsführern noch Fourneau, Dybowski und Maistre genannt werden und vor allen Dingen M. de Brazza, der *gouverneur du Congo français*, ein gewaltiger Preußenfreier, aber ein sehr energischer Mann, der immer von Sauga ausgeht. Er ist schon lange in seiner Stellung (wohl zehn Jahre), und ihm vor allen verdankt Frankreich in Adamaua seine Erfolge. Am nächsten steht ihm Leutnant Mizon, der zwar den Tschad nicht erreicht, aber doch Glück gehabt hat. Auf seiner ersten Reise verließ er Zola am 15. Dezember und kam am 27. April in Brazzaville am Kongo an, er hatte in dieser Zeit 2000 Kilometer zurückgelegt, darunter 400 bis 500 Kilometer in bisher unbekanntem Lande. Dabei begleiteten ihn nur 25 Personen, sodaß auch dieser Zug wieder ein Beweis dafür ist, daß nicht bloß große Expeditionen imstande sind, unbekannte Länder zu erforschen. In einigen Blättern sind die Erfolge Mizons Operettenerfolge

genannt worden. Ich kann das nicht finden, sondern sehe seine Reise für eine achtungswerte Leistung an.

Ich habe mich absichtlich bei diesen Angaben über den Tschadsee nur auf die äußern Daten beschränkt, da ich sonst über den Rahmen, den ich mir hier gezogen hatte, hätte hinausgehen müssen. Aus demselben Grunde habe ich auch die Ereignisse unbesprochen gelassen, die in letzter Zeit so viel Staub aufgewirbelt haben. Wenn etwas wahres daran ist, daß sich die jungen Herren Übergriffe erlaubt haben, so werden wirs wohl erfahren. Vorläufig nehme ich sie noch in Schutz und entgegne den Zeitungen, die Privatbriefe aufnehmen und ihnen ohne weiteres glauben, daß es auch unter den Schreibern dieser Briefe höchst bedenkliche Menschen giebt, und daß ich noch lange nicht jedem glaube, der mir, anscheinend voll sittlicher Entrüstung, haarsträubende Geschichten erzählt. Zum Glück sind die schlechten Elemente unter den Europäern, sowohl unter den Beamten wie unter den Kaufleuten, nicht in der Mehrzahl, auf keinen Fall werden sie imstande sein, die Entwicklung der Kolonie dauernd aufzuhalten.

Braunschweig

R. M.



Gottfried August Bürger

Zu seinem hundertjährigen Todestage († den 8. Juni 1794)

Von Friedrich Düssel

(Schluß)



In den letzten Jahren, seit Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf*) seine Verdeutschung des Hippolytos von Euripides veröffentlicht hat, ist die Frage nach dem Wesen und den Erfordernissen einer würdigen „Übersetzung“ ungemein lebhaft und vielseitig behandelt worden. Da wurden alle die alten Streitmeinungen des vorigen Jahrhunderts wieder lebendig und die Namen Luther, Voß, Wieland und Schlegel, in denen man wohl die Hauptvertreter der verschiedenen Übersetzungsarten sehen darf, hinüber und herüber leidenschaftlich ausgespielt. Bürgern ließ man in Ruhe; wohl weil man ihn durch Luther mitvertreten glaubte. Auch gähnte zwischen den feinsinnigen, verinnerlichten Forderungen, die der hellenisch gebildete Geist des neuen Übersetzers aufstellte, und der grobkörnigen Manier des wuchtigen Balladendichters eine gar zu weite Kluft. Der Bänkelsänger

*) Euripides Hippolytos. Griechisch und deutsch von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf. Berlin, 1891.